Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 167 (1894)

Rubrik: Weltchronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weltchronik.

Vom 1. Juli 1892 bis 1. Juli 1893.

Der Kalendermann darf zwar auch diesmal wieder seinen getreuen Lesern berichten von einem kriegverschonten Jahr. Aber friedlich sieht's darum doch nicht aus im alten Europa, wo sich die Nationen immer noch, gewappnet bis an die Zähne und jeden Augenblick zum Losschlagen bereit, gegenüberstehen. Diese permanente schwere Kriegsrüstung fängt jetzt aber auch an, die Völker zu drücken und ihnen unbehaglich zu werden, wie das sich beispielsweise bei dem großen Widerstande gegen die deutsche Militärvorlage gezeigt hat. Aber auch sonst sind der Umstände genug vorhanden, welche das Unbehagen zu mehren geeignet sind. Man braucht nur an die trüben Ernteaussichten für das Jahr 1893 zu denken, welche das Gute, was in dieser Beziehung das Jahr 1892 gebracht hat, ganz vergessen lassen, oder an die für Handel und Industrie gleich lähmenden Zollschranken, die jetzt, seit dem erklärten Zollkrieg, zwischen Frankreich und der Schweiz fast unübersteiglich geworden sind, von den schweren Heimsuchungen durch Feuer, Wasser, Hagelschläge und verheerende Seuchen bei uns und im Ausland nicht einmal zu reden. Gedrückt ist darum gegenwärtig die Lage, vorab bei den armen, auf den vielfach fehlenden Verdienst angewiesenen Volksklassen, welche darum nur zu leicht jenen Hetzaposteln Gehör schenken, die ihnen ihr Elend in den grellsten Farben vormalen und den Bessersituierten die Schuld daran zuschreiben. Schon sind die Früchte dieses haßerfüllten Treibens überall bemerkbar; eine tiefe Kluft scheint sich zwischen den Arbeitern und den andern Klassen aufgethan zu haben, die Unzufriedenheit wächst von Tag zu Tag und bricht bei den geringfügigsten Anlässen in hellen Aufruhr aus, wie dies eben jetzt die Pariservorgänge beweisen und wir es unlängst in allernächster Nähe haben erleben müssen. Doch werden diese betrübenden Erscheinungen hoffentlich das Gute im Gefolge haben, daß sich die staatserhaltenden Elemente aller Ordnungsparteien fest zusammenscharen, um gemeinsam an der Lösung der nun wirklich brennend gewordenen socialen Fragen zu arbeiten. Unter den verdienstvollen Männern, welche in dieser Beziehung lange schon die Hand an den Pflug gelegt haben, sind vor allem aus auch die zu nennen, welche gegen den schlimmsten Feind der Völker zu Felde ziehen, gegen den Alkohol.

Hoffentlich bleiben das aber auch im kommenden Jahr die einzigen Feldzüge und gelingt es den inter- und außerparlamentarischen Friedenskongressen bald, Völker und Fürsten davon zu überzeugen, daß der Krieg kein notwendiges Übel ist. Dieser Meinung ist jedenfalls jetzt schon der deutsche Kaiser, trotzdem sich in seinem Reich gegenwärtig alles um die Militärvorlage dreht, wegen deren Verwerfung der alte Reichstag aufgelöst wurde und die Freisinnigen sich in zwei Lager gespalten haben, was ihnen bei den Neuwahlen bedeutend geschadet hat. Doch haben immerhin die Socialdemokraten nicht ganz so viele Mandate „ergattern" können, wie sie erst glaubten, und darum auch nicht wenig Skandal gemacht in verschiedenen Städten des Reichs. Für ihren Zukunftsstaat, mit dem sie sich so lächerlich gemacht haben im alten, wird jedenfalls auch im neuen Parlament der Weizen nicht blühen, wo nach wie vor das Centrum die stärkste Partei bildet. Die Militärvorlage hingegen scheint Aussicht zu haben, angenommen zu werden, während der jetzt nicht mehr ganz neue Kanzler Caprivi einen schweren Stand haben dürfte, wenn es sich allenfalls um die Annahme des mißliebigen, im Wurf liegenden deutsch-russischen Handelsvertrages handeln sollte. Die Handelsverträge überhaupt haben ihm viele Feinde zugezogen und jene mächtigen Bauernbünde ins Leben gerufen, welche mit Hand und Fuß sich wehren wollen gegen jede neue Konzession ans Ausland, womit ihrer Meinung nach der deutschen Landwirtschaft das Wasser abgegraben wird. Natürlich unterläßt es auch der „eiserne" Kanzler in Friedrichsruh nicht, seinem Nachfolger gelegentlich eins anzuhängen, sonst aber hat er sich im verflossenen Jahr stiller verhalten, als früher, und nur von sich reden gemacht, als er die alte Mär aufwärmte von der berühmten Emserdepesche von 1870, die er allein zu einer Kriegserklärung umgeändert haben will, und von den Annexionsgelüsten, mit denen wir Schweizer anno dazumal uns Mülhausen gegenüber getragen haben sollen, was natürlich alles leicht aus den Akten widerlegt werden konnte. In den Reichstag hingegen will er diesmal sich nicht wählen lassen, er würde sich auch sonderbar ausnehmen

neben den vielen roten Herren, die dort eingezogen sind, und neben dem berüchtigten Antisemitenhäuptling Ahlwardt mit der mangelhaften Garderobe. Sein Sohn Herbert hingegen soll jetzt seine „Talente" dort auf den Altar des Vaterlandes niederlegen und wird wohl nun auch nicht mehr so giftig auftreten wie früher, schon um nicht die Kreise jener hochgestellten Persönlichkeiten zu stören, welche so gerne eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und seinem alten Kanzler zu stande bringen möchten, was für beide Parteien nur vorteilhaft sein könnte. Es giebt der Streitigkeiten sonst noch genug im deutschen Reich, besonders jetzt, wo unter der Führung des grimmigen Preußenfressers, Dr. Sigl, sich die Bayern wieder föderalistischen und gar nicht reichsfreundlichen Gedanken hingeben, die sonst so gemütlichen Schwaben in Württemberg sich als grimme Gegner der Militärvorlage gezeigt haben und im Reichsland sogar die roten Socialdemokraten mit den schwarzen Kutten eine unnatürliche Allianz eingegangen sind, vermittelst deren es ihnen gelungen ist, verdienstvolle, allgemein geachtete Männer, wie den frühern Abgeordneten Dr. Petri, durch Bebel zu verdrängen. Natürlich bleibt Deutschland auch nicht von großen Strikebewegungen verschont, wie es dies Jahr eine bedeutendere im Kohlenrevier gegeben hat. Die schlimmste Heimsuchung, unter welcher unser Nachbarland zu leiden hatte, war aber unstreitig die Cholera, welche sich besonders das unglückliche Hamburg zum Opfer auserlesen zu haben schien, aber auch in andern Städten, wie Halle, Berlin, Altona, sporadisch auftrat. Die schlimmen Erfahrungen, die man dort gesammelt hat, haben jetzt zu der erst letzter Tage in Dresden versammelten internationalen Cholerakonferenz geführt, bei welcher bekanntlich auch die Schweiz vertreten war. Will's Gott, gelingt es den vereinten Kräften, sich des auch jetzt wieder, namentlich im südlichen Frankreich, umgehenden schlimmen Gastes zu erwehren. Deutsche Opfer fordert auch immer noch Afrika, das sich überhaupt nur schwer und widerwillig unter die verschiedenen fremden Scepter beugt, und daheim im deutschen Reich selber hat das rote Socialistenblatt „Vorwärts" wieder einmal gerast und ein Opfer haben wollen, indem es einen Abklatsch vom schönen französischen Panamaskandal zu importieren versuchte. Nur waren zum Glück die sogenannten Welfenfondsquittungen, mit denen in aller Eile ein paar Minister und sonstige hochgestellte Persönlichkeiten kompromittiert werden sollten, gefälscht und haben somit niemand blamiert, als das Blatt, das sich sie anhängen ließ, selber. Die Regentensorgen lernt somit Wilhelm jetzt reichlich kennen und sind ihm die paar Erholungsreisen mit seiner Frau wohl zu gönnen. Diesmal ging's bekanntlich zur Silberhochzeit des italienischen Königspaares nach Rom, wo natürlich auch der Papst nicht vergessen wurde, und nachher sogar zu uns ins „wilde" Land, wo es den Majestäten erst noch besonders gut gefallen haben soll. Wir haben uns aber auch ein paar von den bessern Banknötli und etwas aus einem hinteren Fäßlein nicht reuen lassen, um die vom herrlichsten Wetter begünstigte Begrüßung in Luzern, wohin wir einige von unsern ersten und stattlichsten Mannen abgeordnet, recht freundlich zu gestalten. Denn wenn wir auch weder in die Tripel- noch sonst in eine Allianz treten wollen, so ist es doch immer besser für ein kleines Land, mit seinen mächtigen Nachbarn auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, besonders wenn es sich noch, wie hier, um eine vertraglich mit uns verbundene Nation handelt, deren Monarch sich von jeher honorig gegen uns benommen hat und überdies wirklich als ein Hort des Friedens anzusehen ist, wie das auch in den gefallenen Reden zum Ausdruck gekommen ist. — Die Majestäten scheinen überhaupt die Scheu vor unserer Wildheit nach und nach zu verlieren, da dies Jahr auch das österreichische Kaiserpaar, allerdings inkognito, längere Zeit in Territet am Genfersee geweilt und sogar die alte Viktoria in Bellinzona einen schweizerischen Imbiß nicht verschmäht hat. Der Zar hingegen hat sich noch nicht bis zu uns getraut und wird es wohl auch ferner nicht wagen, und er hat recht; wir haben schon ohnedies zu viel Russisches im Lande, könnten ihn deshalb vielleicht nicht wirksam genug schützen vor den Kugeln seiner lieben Unterthanen. Er sorgt ja immer noch dafür, daß mehr Verwünschungen als Fürbitten für ihn zum Himmel steigen. Die Finnländer und die Deutschen in den baltischen Ostseeprovinzen, mit deren Russifizierung und Bekehrung nach wie vor auf das rücksichtsloseste fortgefahren wird, haben wenigstens keine Ursache, ihn zu lieben, so wenig wie die Juden, welche unbarmherzig zur Aus-

wanderung gezwungen werden, und die verfolgten Stundisten, die weiter nichts verbrochen haben, als daß sie gerne ihrem evangelischen Glauben treu bleiben möchten. Daß bei solchen mehr als mittelalterlichen Zuständen die Volksbildung und Erleuchtung nicht große Fortschritte machen kann, ist selbstverständlich und hat sich auch deutlich gezeigt bei den Greuelscenen in Astrakan, wo während der Cholerazeit der abergläubische Pöbel die hülfebringenden Ärzte und Krankenwärter niedermetzelte nach scheußlichen Mißhandlungen, weil sie die Seuche herbeigerufen haben sollten. Auch aus dem Lande wird lange nicht soviel gemacht, als möglich wäre, so daß beim geringsten Mißwachs immer gleich wieder die Hungersnot vor der Thüre steht. Von der letzten schrecklichen Heimsuchung der Art mit ihrem Gefolge von Krankheit und Elend erholt es sich nur sehr langsam, das russische Reich, welches eben mit Frankreich einen Handelsvertrag abgeschlossen hat und mit Deutschland einen solchen berät. Daneben bleibt dem großen Alexander, der jetzt auch noch ein über alle Maßen dicker geworden ist, immer noch Zeit, die Chinesen in Asien zu chicanieren, den Engländern dort immer näher auf den Pelz zu rücken, den Sultan seiner Schulden wegen zu drangsalieren und ihm allerlei vertragswidrige Konzessionen für die Schiffahrt in den Dardanellen abzutrotzen und dem immer noch nicht gekrönten Bulgarenfürsten Ferdinand das Leben sauer zu machen, was ihm jetzt aber nicht mehr so leicht werden dürfte, seit derselbe eine schöne Frau heimgeführt hat, die Tochter des Herzogs von Parma, für die es der schneidige Stambuloff beim Sultan und beim heiligen Vater durchgesetzt hat, daß sie selber römisch-katholisch bleiben und auch ihre Kinder dereinst in ihrem Glauben erziehen darf. Das Freien ist überhaupt dies Jahr an der Tagesordnung gewesen in den Balkanstaaten, sintemalen auch der andere Ferdinand, der Kronprinz von Rumänien, mit seiner Prinzeß von Edinburg in Sigmaringen unter Assistenz des deutschen Kaisers glanzvolle Hochzeit gemacht hat. Auf Freiersfüßen ist nun zwar der hinter den Ohren noch lange nicht trockene kleine Alexander in Serbien noch nicht gegangen, hat aber einstweilen seine Regenten und Schulmeister fortgeschickt und sein Scepter selber zu Handen genommen, was niemand besser gefiel, als dem Papa Milan, der sich aus Freude darüber mit seiner streitbaren Ehehälfte, der ci-devant schönen Natalie, versöhnt hat. Merkwürdigerweise scheint der gekrönte Schulbub seinen Unterthanen ganz recht zu sein und bis jetzt alles gut zu gehen, was bekanntlich bei dem armen Beherrscher der Gläubigen, dem türkischen Sultan, immer noch nicht der Fall zu sein scheint, sintemalen er bald mehr Gläubiger als Gläubige hat und jeden Augenblick von Zahlungsaufforderungen heimgesucht wird. An den Überfluß an Geldmangel ist er aber jedenfalls schon so gewöhnt, daß er sich davon seine Gemütsruhe nicht beeinträchtigen läßt. Die Christenverfolgungen in Mazedonien, welche ihm Rempeleien von den Mächten in sichere Aussicht stellten, die Cholera, die auch in seinen Staaten immer noch umgeht, die Engländer, welche Ägypten je länger je weniger räumen wollen, sondern immer noch mehr Soldaten hinschicken, die Räubergeschichten, welche bei ihm immer noch passieren, die verschiedenen Schiffe, welche ihm mit seinen Palastbeamten untergegangen sind, und endlich noch seine überzähligen Studenten, die er zu Schiff wieder zu ihren Penaten zurückschicken mußte, weil er schon ohnedies des müßigen und unbeschäftigten Gelehrtenproletariates, das für Händel und Aufruhr immer noch zu haben ist, mehr als genug um sich hat, das alles dürfte ihm schon mehr Kopfzerbrechens verursacht haben.

Dazu hat auch der König von Griechenland mehr als genug Ursache gehabt, sintemalen bei ihm die staatlichen und andern Schatullen leer sind und der Kredit erschöpft ist und keine seiner Kammern, weder die von ihm heimgeschickte noch deren Nachfolger, Rat zu schaffen gewußt hat bis jetzt. Und doch wäre ein reichlicher Geldzufluß den Hellenen eben jetzt besonders zu wünschen, wo die vom letztjährigen Erdbeben gänzlich verwüsteten Inseln Zante und Samothrake der Unterstützung so sehr bedürften.

Der am 15. Juli erfolgenden Eröffnung und Einweihung des neuen Kanals von Korinth wird unter diesen Umständen der gute Georgios kaum mit sehr fröhlichem Herzen beiwohnen.

Auch dem Kaiser Franz Josef von Österreich dürfte es nicht „immer lustik" zu Mute gewesen sein, da seine hitzigen Jungtschechen sich wieder einmal so ungebärdig aufgeführt haben

in ihrem Deutschenhaß, daß der böhmische Landtag schleunigst geschlossen werden mußte, und da daneben noch in Ungarn das schwarze Volk in den Kutten die Fahne der Religionsgefahr entfaltet hat, wegen der projektierten Einführung der Civilehe. Böses Spiel hatten dieses Jahr in Böhmen auch die Juden, auf die eine förmliche Treibjagd angestellt wurde, so daß sich niemand verwundern dürfte, wenn sie schon allesamt dem Lande ihrer Väter zudampften, wohin man jetzt bekanntlich bequem per Eisenbahn gelangen kann. Von Überschwemmungen und Grubenunglück und andern elementaren Heimsuchungen weiß das Habsburgerreich auch zu erzählen, das sich jetzt eben anschickt, gemeinschaftlich mit der Schweiz das schöne Werk der Rheinregulierung zu beginnen. Im friedlichen Wettkampf haben sich die Österreicher mit den befreundeten Deutschen gemessen bei dem berühmten Distanzritt Wien-Berlin, bei welchem eine so große Zahl Pferde zu Boden geritten wurden, und in den jüngsten Tagen erst haben sich auch die Wettläufer auf den gleichen Weg gemacht und nun auch noch die Radfahrer. Unterdessen übt sich der österreichische Thronfolger auf seiner Weltreise auf der Elefantenjagd im Überwinden von Hindernissen, was nicht ganz ohne ist für einen, der später über ein Volk herrschen soll, das so viele „Mucken" hat wie das habsburgische. Daran leidet bekanntlich das heißblütige Volk der Italiener auch keinen Mangel, wovon wahrscheinlich König Umberto und seine Gemahlin, die nun 25 Jahre mit ihm gewirtschaftet haben, ein Liedlein singen könnten. Doch dies Jahr sind sie gut aufgelegt gewesen, die Fratelli italiani, die im abgelaufenen Jahr gute Ernten zu verzeichnen und lauter prächtige Feste zu feiern hatten. Neben der schon erwähnten Silberhochzeit des beliebten Königspaares gab besonders das glanzvolle Kolumbusfest in Genua, bei dem sich alle Flotten der Welt ein Stelldichein gaben, viel zu reden, wobei die Verdienste des berühmten, bei Lebzeiten so wenig anerkannten Entdeckers von Amerika gehörig beleuchtet wurden, wie man denn später auch in Spanien große Pracht zu seinen Ehren entfaltet hat und sogar die denkwürdigen Karavellen, mit denen er vor 400 Jahren die Weltreise antrat, wieder auferstehen ließ. In Rom ist dann übrigens auch der hl. Vater zu dem Seinigen gekommen, soweit es Feste anbetrifft, indem bei seinem Priesterjubiläum wenigstens die halbe katholische Welt sich herzugedrängt hat, um seinen Segen zu erflehen, seinen Pantoffel zu küssen und ihre Peterspfennige darzubringen. Wenig festlich hat's dafür in der italienischen Kammer ausgesehen, indem auch sie einen Panamaskandal, Panamino, zu bestehen hatte, weil sich in der Verwaltung der öffentlichen Banken, besonders der römischen, arge Mißstände gezeigt hatten, welche zur Verhaftung des Direktors Tanlongo und anderer bisher angesehener Männer führten und viele andere verdächtigten, so daß das Vertrauen des Volkes in seine Führer einen bedenklichen Stoß erlitt. Merkwürdigerweise amtet trotz alledem der Giolitti noch immer weiter als italienischer Premier, obschon er eigentlich noch nichts Bedeutendes geleistet hat und meist nur über eine sehr knappe Mehrheit verfügt. Es wird wahrscheinlich gerade kein großer Zudrang sein zu diesem heikeln Amte, bei dem man allen erdenklichen Wünschen gerecht werden und doch noch Ersparnisse machen, jedenfalls aber keine neuen Steuern auferlegen sollte.

Auf dem Ohr, wo's von neuen Steuern läutet, hören bekanntlich auch die Spanier nicht gut, sonst hätten nicht sogar die Gemüsefrauen ihre Lieferungen eingestellt, bis das ihnen mißliebige Steuergesetz zurückgezogen wurde. Es war dies übrigens lange nicht die einzige und gefährlichste Kundgebung der allgemeinen Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen; vielmehr wechselten große Arbeitseinstellungen, Bombenattentate und republikanische Demonstrationen nur so ab, so daß die Königin-Regentin wieder einmal keine einzige Baßgeige im Himmel gehabt hat. Am meisten Verdruß hat ihr jedenfalls die bodenlose Korruption gemacht, die sich bei der Madrider Stadt- resp. Gemeindeverwaltung gezeigt hat. Aber von einem Volk, das in der Aufklärung und Toleranz noch so weit zurück ist, daß sich die Protestanten in Madrid nicht einmal ihrer neu erbauten Kirche in Ruhe erfreuen dürfen, kann man auch nicht viel Gutes erwarten. Wenn der kleine Alföngseli allenfalls zu Jahren und zur Herrschaft kommen sollte, so wird er schon noch seine Heiligen erleben mit diesen Spaniolen. Die Königsfamilie von Portugal hat sich's wahrscheinlich auch schöner vorgestellt auf dem Thron, als sie's jetzt

gefunden hat, wo ihr Land am Rande des finanziellen Ruines steht, ohne Hülfsquellen und ohne Kredit, während die Franzosen offenbar immer noch „chrüschlen" im Geld, wenigstens scheint es so jedesmal, wenn etwas für die Armee gefordert wird. Sonst aber haben sie auch ein trauriges Jahr hinter sich, weil der ungeheure Panamaskandal, der nur wenige von den hervorragenden Politikern ganz unbestochen erscheinen ließ, dem Ansehen der Republik im In- und Ausland schwer geschadet hat. Auch die Schwäche der Regierung den Dynamitarden gegenüber, wie es sich besonders bei dem großen Strike von Carmaux zeigte, der nur in Scene gesetzt wurde, um die dortige Minengesellschaft zu zwingen, den zum Bürgermeister gewählten Arbeiter Cavaignac, der seines Amtes wegen seinen Beruf vernachlässigen mußte, zu behalten, hat ihr keine Achtung eingetragen. Die Ministerien haben darum auch so rasch sich abgelöst, wie nie zuvor, ohne daß das eine viel besser gewesen wäre als das andere. Ihren größten und einsichtsvollsten Staatsmann haben sie jedenfalls verloren in dem so lange verkannten und erst wenige Tage vor seinem Tode zum Senatspräsidenten ernannten Jules Ferry, der sich seit Jahren den Spottnamen der Tonkinese mußte gefallen lassen, weil unter seiner Ägide die Eroberung von Tonkin vor sich gegangen ist. Und doch hat diese Erwerbung lange nicht so viel gekostet und viel mehr eingetragen, als die Gegenden in Dahomey, wo jetzt der General Dodds so lange mit seiner schwarzen Majestät Behanzin und seinen Amazonen hat kämpfen müssen. Die Kolonien machen überhaupt dies Jahr zu schaffen; es spukt jetzt auch in Siam und weiß man nicht, ob nicht vielleicht auch dort ernstere Saiten aufgezogen werden müssen. Ernst genug sieht's jetzt auch in Paris aus, wo die anfänglichen Studentenunruhen sich zu einer Schilderhebung des Proletariates und der Anarchisten mit förmlichem Barrikadenkampf, dem nur eine starke Militärmacht gewachsen ist, entwickelt hat. Ein schlechtes Licht wirft schon die Veranlassung zu dem Studentenskandal auf französische Zustände, sintemalen einige dieser sogenannten Musensöhne mit leichtsinnigen, sich zu Modellen hergebenden Dirnen eine Aufführung sich erlaubt hatten, die selbst in Frankreich Anstoß erregte, wofür sie nicht nur sehr leicht gestraft, sondern nachher, wo sie sich deswegen noch wie die gemeinsten Gassenbuben aufgeführt hatten, vielfach in Schutz genommen wurden von hoher und höchster Stelle aus. Es ist dies zwar eigentlich nicht verwunderlich in einem Lande, wo eben auch von oben herab über alles Religiöse und Christliche gespottet und schon bei der Jugend nur Verachtung dafür großgezogen wird. Diese Jugend wird darum einstweilen wohl noch nicht empfänglich sein für den begeisterten Mahnruf des Poeten, der sie bei Anlaß der feierlichen Überführung der sterblichen Überreste bei St. Privat gefallener Soldaten, auf deutschen Boden, ermahnt, auf alle Revancheideen zu verzichten, Deutschland zu lieben und mit ihm gemeinsam große Friedenswerke zu unternehmen. Anlaß genug zu solchen Werken hätte das reiche Frankreich; es ist darum zu hoffen, daß die nächsten Wahlen eine Kammer zusammenbringen werden, die ihre Zeit nicht mit nutzlosen Verhandlungen verzettele, wie die über die gefälschten von Déroulède und Millevoye für teures Geld angekauften Akten, welche den Abgeordneten Clémenceau als von England bestochen und darum für die Zukunft unmöglich darstellen sollten. Möglicherweise kommt die neue Kammer dann auch zur Einsicht, daß sie sich mit dem Abbruch der Handelsbeziehungen, uns gegenüber, d'r lätz Finger verbunden hat, wie man zu sagen pflegt. Bis jetzt haben noch die Méline die Oberhand, die aber zum Glück nicht zu den „Unsterblichen" gehören, wie der Philosoph Renan, der übrigens trotz alledem seinen Tribut an die Endlichkeit bezahlen mußte.

Auch England hat einen seiner größten „Unsterblichen" verloren: den Hofpoeten Lord Tennyson, der vom ganzen Volke betrauert wurde. Beklagen muß dasselbe eben jetzt auch den Untergang des stattlichen Dampfers „Viktoria", bei dem so viel junges blühendes Leben zu Grunde ging, und zwar, wie es sich jetzt nachträglich herausstellt, durch die Schuld des sonst so hochangesehenen Admirals Tryon. Außerdem war das britische Reich im verflossenen Jahr auch heimgesucht von Feuer in den Docks von London und von der Cholera ebendaselbst, von Grubenunglück in Wales, von riesigen Arbeitseinstellungen, wie diejenige der Bergarbeiter von Hull, von Unruhen in Irland und den Kolonien, von welch letztern die sich eben jetzt in Indien zwischen

Hindus und Moslems abspielenden die gefährlichsten zu sein scheinen, zumal die Eingebornen sich nur ungern der englischen Herrschaft fügen und in einem allfälligen Zusammenstoß zwischen England und Rußland gar leicht dem letztern helfend zur Seite stehen könnten. Nicht sehr tragisch brauchten die Engländer hingegen die Emanzipationsgelüste des jungen Khedive von Ägypten zu nehmen, der gar zu gerne allein Meister in seinem Lande sein möchte; denn die Oberherrschaft des Sultans ist doch nur nominell, aber dazu kommen wird's einstweilen noch nicht. Die Söhne Albions haben jetzt genug zu thun mit Überlegen, ob sie ihrer Sorgenprovinz Irland die sogenannte Homerule oder eigene Regierung geben wollen, was sich der große alte Mann und jetzige Premier von England, Gladstone, zur Lebensaufgabe gesetzt hat. Bis jetzt ist es ihm auch gelungen, seine geliebte Bill durch alle Klippen des Unterhauses glücklich durchzuführen, trotzdem der frühere Premier Salisbury und seine Tory-Anhänger es nicht an Mühe fehlen ließen, ihm Schwierigkeiten zu bereiten, und auch die irischen Protestanten von Ulster nichts von dieser Vorlage wissen wollen, welche sogar die katholischen Iren, welche sie beglücken soll, nicht ganz befriedigt. Ob der 83jährige Greis dies, sein Lebenswerk, noch von Erfolg gekrönt und unter Dach sehen wird, ist daher sehr fraglich, um so mehr, da es im Oberhause wahrscheinlich geschlossenem Widerstande begegnet. Die edeln Lords sind dem alten Manne nicht grün, haben's ihn sogar fühlen lassen, als sie ihn in der Gesellschaft beim Prinzen von Wales ausgepfiffen haben; aber bewundern müssen sie ihn doch; denn solche Arbeit bewältigen im Greisenalter wird ihm nicht leicht iener nachmachen, höchstens kann man ihm noch den alten Verdi an die Seite stellen, der im earflossenen Winter noch persönlich seine letzte Oper „Falstaff" in Mailand zur Aufführung brachte und dirigierte. In England ist man's allerdings mehr als anderswo gewöhnt, so wohlkonservierte Greise und Greisinnen zu sehen. Zu diesen letztern gehört bekanntlich auch die Königin Viktoria, die eben ihr 56. Regierungsjahr angetreten, der Eröffnung des prächtigen Kolonialmuseums, Imperial Institute, und der Enthüllung ihrer eigenen Statue beigewohnt hat und jetzt noch die Hochzeit ihres Enkels, des Herzogs von York, mitmacht, der sich mit der gewesenen Braut seines Bruders, der beliebten Prinzeß Marie von Teck, vermählt.

Aus dem benachbarten Belgien hingegen ist dann schon nichts Festliches und Erfreuliches zu melden, förmlicher Bürgerkrieg hat dort gewütet, weil sich die Kammer so lange nicht entschließen konnte, dem Lande das allgemeine Stimmrecht zu gewähren, bis es von den Arbeitern, mit den Waffen in der Hand, ertrotzt wurde. Strikes und Arbeitslosenkrawalle sind dort überhaupt an der Tagesordnung, und von Kongo her kamen dem geplagten Belgierkönig Leopold auch noch Berichte von aufgeriebenen Schutztruppen. Nicht einmal Holland, das sonst so stille ruhig unter dem milden Scepter seiner Königinnen dahin lebende, ist dies Jahr verschont geblieben von Arbeitslosenaufruhr, verbunden mit Plünderung von Bäckerläden, und hat sich auch wehren müssen gegen den schlimmen asiatischen Gast, die Cholera. Die Norweger hingegen haben's einstweilen noch ohne Revolution gemacht, trotzdem sie gegenwärtig im Hausstreit leben mit Schweden, das ihnen die eigenen Berufskonsulate im Ausland nicht zugestehen will; zum Bruch ist es deswegen noch nicht gekommen, und bei den Dänen ist alles in Minne verlaufen.

Desto lebhafter ging's auch diesmal wieder in Südamerika zu, wo die Völker ja bekanntlich immer mehr oder weniger aufeinander schlagen und sich im abgelaufenen Jahr die Staaten in der Revolution regelmäßig ablösten, da keine dieser spanischen Republiken für ihr Homerule reif genug zu sein scheint. Nordamerika hingegen war wiederholt der Schauplatz furchtbarer Naturereignisse, Wirbelstürme, Erdbeben und Überschwemmungen, während das Feuer blühende Städte, wie Milwaukee, in Asche legte. Auch einen bedenklichen Strike in Homestead hat unsere große Schwesterrepublik aufzuweisen, bei dem die Arbeiter nicht nur mit den Waffen in der Hand ihren Gegnern zu Leibe gingen, sondern auch mit Gift, wie es etwa in den finstersten Zeiten des Mittelalters vorkommen mochte, was doppelt betrübend erscheinen mußte im Momente, wo die Neuzeit auf dem großen Weltmarkt, der Ausstellung in Chicago, ihre Triumphe feiert. Bekanntlich finden auch unsere Waren, namentlich die Uhren und Holzschnitz-

lereien, dort große Anerkennung, wenn wir uns auch nicht mit dem mächtigen Deutschen Reiche messen können, dem nach allem, was man hört, die Palme zuerkannt werden muß. Es hat übrigens große Schwierigkeiten gehabt, bis man über die Art des Preisgerichtes einig wurde, so wie auch die Frage, ob die Ausstellung Sonntags geöffnet bleiben oder geschlossen werden solle, lange nicht beigelegt werden konnte. Aber es wird dies doch wohl die letzte solche Riesenausstellung sein, da sich vor allem die ungeheuern Kosten nicht wieder einbringen lassen und auch jede Übersichtlichkeit fehlt. Es soll ganz unmöglich sein, die Fülle des Gebotenen auch nur einigermaßen genießen und erschöpfen zu können, wenn man nicht wochen-, ja monatelang Zeit dazu habe, was aber bei den fast unerschwinglichen Preisen des dortigen Lebens nur den wenigsten unter den Besuchern möglich sein dürfte. Eröffnet wurde die Ausstellung durch den neuen Präsidenten Cleveland, den Kandidaten der Demokraten, auf den auch Europa die größten Hoffnungen setzt, weil man von ihm die Beseitigung der extremen Schutzzöllnerei, resp. des bei uns so verhaßten Mac Kinley-Tarifes, erwartet. Die Einwanderung wird aber auch unter seinem Regiment wohl erschwert bleiben, da sich die Union durchaus erwerbsuntüchtige und mittellose Leute vom Halse halten will. Zunächst wird sich aber der neue Präsident mit der brennend gewordenen Silberfrage beschäftigen müssen, da durch die Aufhebung der freien Silberprägung in Indien dieses Metall noch mehr entwertet worden ist, als es bei der kolossalen Überproduktion schon ohnedies war. Bereits haben viele Minen ihren Betrieb eingestellt, weil er sich nicht mehr lohnt, und wenn nicht auf irgend eine Weise Luft geschafft wird in dieser Sache, so kann eine Panik, die weite Kreise und Länder erfassen wird, nicht ausbleiben; die in dieser Sache einberufene Brüsseler Münzkonferenz hat sich noch auf kein gemeinsames Vorgehen in dieser Frage einigen können. Im fernen China in Asien war es dagegen mehr die Magenfrage, welche die Gemüter beschäftigte, da wegen der Überschwemmung des gelben Flusses Mißwachs, Teuerung und sogar Hungersnot eingekehrt ist, welche wohl mit dazu beiträgt, daß die Zopfmänner je länger, je unduldsamer gegen alles Fremde und namentlich Christliche werden und mit so scharfen Repressalien drohen, wenn ihnen, wie das z. B. in Amerika gelegentlich geschieht, irgendwo zu nahe getreten wird.

Japan erholt sich langsam von seinen schweren Heimsuchungen der letzten Jahre und wird immer mehr und mehr mit Europens Höflichkeit, resp. Sitte oder vielmehr Unsitte, übertüncht, da es sich bereits der allerlebhaftesten parlamentarischen Kämpfe erfreut. Der asiatische Reisekaiser, der Schah von Persien, hingegen wird noch von keinem Parlament geplagt und schmiedet deshalb unbehindert wieder die schönsten Reisepläne, indes seine Unterthanen massenhaft der Cholera zum Opfer fallen, wie übrigens auch in der asiatischen Türkei, wo es unruhig hergeht, wie von alters her, und nur ein Werk des Fortschrittes zu verzeichnen ist: die neu eröffnete Jerusalembahn, die an all den heiligen Stationen Bethlehem, Golgatha u. s. w. vorüberfährt resp. Halt macht. Im Innern von Afrika hingegen und in der Wüste Sahara ist die Eisenbahn noch nicht zu stande gekommen; dieser Erdteil ist immer noch zu dunkel für solche Werke der Neuzeit, und der civilisiertere Norden, Algerien, wo dies Jahr der Kardinal Lavigerie, welchem die Aufhebung der Sklaverei so sehr am Herzen lag, gestorben ist, wird wieder einmal von der Heuschreckenplage heimgesucht. Ganz Kulturstaat ist dagegen Australien geworden, das jetzt nicht nur mehr seine regelmäßigen Strikes und Putsche hat, sondern nun auch noch Influenza und Bankkrach. Seine Filiale, Hawai, die Sandwichinseln, haben sich sogar eine wirkliche regelrechte Revolution geleistet, ihre Königin abgesetzt und sich zur Republik proklamiert, die sich gern der nordamerikanischen Union angeschlossen hätte, was Cleveland aber nicht für wünschenswert gehalten hat; er wollte sich den Einspruch Englands und der andern Kolonialmächte ersparen und hat auch wohl der Sterne schon genug in seinem Banner, die ihm schwer zu schaffen machen.

In einer großen Haushaltung muß es ja immer ein paar böse Buben geben, wir haben deren auch, sie sind uns aber nüsti notti lieb, der Kalendermann seinen Lesern hoffentlich auch, besonders, wenn er jetzt aufhört. So wünscht er ihnen denn nur noch schnell guten Appetit zu dem, was er ihnen angerichtet hat, und möge es ihnen recht chüstig vorkommen!